

Berggeist.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 31.

Oravicza, den 30. Juni 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman von B. Coron.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bei dieser Gelegenheit trieb es Bernau wiederholt unwiderstehlich, einen wärmeren Ton anzuschlagen und manche theilnehmende Frage auszusprechen. Allein es war unmöglich, ein Thema festzuhalten, welches Anna fallen zu lassen wünschte. In Stimme und Haltung lag dann eine so entschiedene Zurückweisung, daß nur Taftlosigkeit und zudringliche Neugierde weiter vorzugehen vermochten. Seit jenem Tage hatte Bernau seine Besuche so selten als möglich wiederholt. Um der Höflichkeit zu genügen, fuhr Frau von Lampert auch einmal bei Natalie vor zu einer Zeit, wo diese gewöhnlich bei der Mutter weilte, und gab ihre Karte ab. Zuweilen traf man sich bei dem Hofrath Burgsdorf und dessen Schwester und wechselte einige Worte, darauf blieb aber im Wesentlichen der Verkehr zwischen den beiden Familien beschränkt.

Wenn Anna an die Monate zurückdachte, die sie jetzt bereits in ihrer neuen

Stellung verlebt hatte, so fand sie keinen Grund, den einmal gefassten Entschluß zu bereuen. Man bewies ihr eine wohlthuende Werthschätzung, zeichnete sie in jeder Weise aus und sie mußte sich keiner Kränkung zu erinnern, und dennoch war

ertämpften Frieden wollte sie sich bewahren, deßhalb wandte sie den Blick nicht zurück nach dem Land ihrer Träume, das weit hinter ihr lag, sondern schritt tapfer vorwärts auf dem freudlosen Wege, und der Stab, auf welchen sie sich stützte, hieß „treue Pflichterfüllung.“

Als sie nun in des Staatsanwalts Hause Bernau nach seiner Vermählung zum ersten Male wieder gegenüber stand, da regte sich das alte Weh in ihrer Brust; aber so tief bewegt auch ihre Seele sein mochte, ihr Gedankengang blieb scharf und logisch. Sie wußte, daß sie sich diesen Erinnerungen, diesen süßen Schmerzen nicht hingeben durfte, wenn es auch schwer war, mit den eigenen Wünschen zu ringen. Endlich ging sie aber dennoch als Siegerin hervor und nun meinte sie sich in diesem letzten Streite genug gestählt zu haben, um künftig unter keinen Umständen vollkommene Fassung und Selbstbeherrschung zu verlieren. Mehr als je wendete sie ihre mit-



Natalie. Langsam streckte sie die Hand aus, doch als ihre Fingerspitzen das kalte Glas berührten, zuckte sie zurück.

es ihr, als wandere sie lange — lange schon in der Gegend dahin unter einem bleigrauen, sonnenlosen Himmel und sehe auch nicht das armseligste kleine Blümlein an seinem Wege erblühen. Aber ruhig war es in ihr geworden und diesen schwer

leidige Zärtlichkeit Olga zu, die der treuesten Pflege bedurfte und dankte dem Himmel für den guten Einfluß, den sie sichtlich auf das kleine Wesen nahm, das sich von Tag zu Tag inniger an sie schmiegte.

Sie versuchte auch ihren Vater Gertruds Wünschen geneigt zu machen, allein das wollte ihr nicht gelingen. Der alte Herr blieb unverstöhnlich. Sein gutmüthiges Gesicht nahm einen fast feindseligen Ausdruck an, wenn sie sich stets in neuen Vorstellungen erschöpfte.

„Einem „Volkmar“ gebe ich meine Tochter nicht,“ erwiderte er mit immer gleichem Starrsinn. „Alle, die diesen Namen tragen, sind charakterlos, egoistisch und falsch. Wir haben diese trübe Erfahrung nicht nur mit Natalie gemacht, sondern beobachten dieselben Eigenschaften auch an ihrem Bruder Robert, der, ob schon reich beanlagt und mit Fähigkeiten begabt, die einen bedeutenden Menschen aus ihm schaffen könnten, dennoch zu einem echten mauvais sujet herabsinkt und den schwergeschädigten Ruf seiner Familie mehr und mehr gefährdet. Ach Hermann wird nicht besser sein — und wenn er es wäre, ich vermöchte meine Abneigung doch nicht zu überwinden.“

Betrübt schied Anna dann aus dem Elternhause, nachdem sie der zagenen Schwester Ruth zugesprochen hatte, und ging, von dieser begleitet, die Straße hinab. Das Gärtchen, obwohl jetzt noch müde und von Schnee bedeckt, weckten doch gar zu traute, liebe Erinnerungen. Die Linden, deren blätterlose Zweige silbern funkelten, was flüsterten sie einst dem wonnetrunknen Mädchen Alles zu! Nun aber lag, was ihr von einem süßen, trügerischen Glücke geblieben war, unter jenen Bäumen begraben und statt der weichen Blüthendecke hatte der Winter ein glitzerndes Bahrtuch darüber gebreitet. Solche Gedanken und Empfindungen barg Anna jedoch sorgfältig. Nur in der Stille der Nacht drückte sie zuweilen das thränenüberströmte Gesicht in die Kissen und flüsterte: „O, Gott, was habe ich denn verbrochen, daß Du mir diese unselige Liebe ins Herz legtest, die nicht sterben will?“

XXXIV.

Wieder zog der Frühling ins Land und schmückte die zartprossenden Wiesen mit Schneeglöckchen und sich schüchtern zwischen verhüllenden Halmen bergenden Lilien. Längs des klaren, leise murmelnden Baches schloß Bergföhneinnicht die blauen Augen auf und blickte, noch halb traumbefangen, den rieselnden Wellen nach, auf denen Sonnenlichter neckisch spielten. Libellen mit perlmutterfarbenen Flügeln schwebten dicht über das sanft nickende Schilf hin. Jene lauen, würzigen, duftdurchhauchten Lüfte — der Obem der neuerwachenden Natur — trugen auch in das ärmste Kämmerchen die frohe Botschaft: Der Lenz ist wiedergekommen mit seinen ewig neuen Wundern und seiner reichen unerschöpflichen Segensfülle!

In das Haus des Rechtsanwalts Bernau brachte der Frühling eine zarte Menschenblüthe. Die Wiege, in welcher der kleine Walter ruhte, schien bestimmt, ein Fürstentind aufzunehmen, so hatte mütterliche Liebe und frohe Erwartung sie geschmückt. Von dem feinen Batist hoben

sich Blätter und Ranken, in wundervoller Stickerei ausgeführt, ab und kostbare Spitzen flutheten um das winzige Geschöpfchen. Die zugezogenen seidnen Vorgänge schufen eine rosigte Dämmerung und das war gut, denn das Gesichtchen und die kleinen Hände, welche Natalie mit Küssen bedeckte, würden sonst gar zu wachsbleich ausgelesen haben. Man hätte meinen können: Walter sei nur zur Welt gesendet worden, um sanft zu erlösen. Es waren lange Tage voll unsäglichlicher Sorge, welche die junge Mutter verlebte. Unaufhörlich zitterte sie, den ihr kaum geschenkten Engel wieder entschweben zu sehen. An der Wiege des Kindes lernte sie beten. „Lasse mir mein letztes, einziges Glück, Allmächtiger!“ flehte sie mit niegefannter Inbrunst. wenn ich auch seiner unwerth bin, erhalte es mir dennoch, damit ich mich daran aufrichte, damit ich mich wieder erhebe von dem tiefen Fall!“

„Wohl schien es, als verhalten die verzweiflungsvollen Rufe einer geängstigten Seele nicht ungehört. Der schwache Lebensfunke des Kindes glommt weiter und Natalie betrachtete es jeden Tag, jede Stunde als ein Geschenk des Himmels. Sie fühlte, daß eine Wandlung mit ihr vorging, daß die veredelnde Macht der reinsten und heiligsten Liebe sie über sich selbst erhob. Alle anderen stürmischen Wünsche schwiegen, alle selbstsüchtigen Empfindungen waren zurückgedrängt.“

Eine innigere Annäherung Bernaus hatte auch die Geburt des kleinen Walter nicht zu bewirken vermocht. Der Rechtsanwalt benahm sich freundlich und rücksichtsvoll gegen seine Gattin, aber die Verzeihung blieb eine rein äußerliche und entbehrte jeder inneren Wärme. Auch diesen Fehlschlag ihrer Hoffnungen nahm Natalie geduldig und ergebungsvoll hin, so lange sie das Kind zu verlieren fürchtete, als aber diese Sorge endlich schwand, da traten die Hauptzüge ihres leidenschaftlichen Charakters wieder schärfer hervor und der Stolz des heißblütigen Weibes, das sich vernachlässigt und verachtet sah, erwachte. Vergebens grübelte sie darüber nach, warum es ihr nicht gelingen wollte, die läglich wachsende Entfremdung zu bannen. Sie ließ es doch an zärtlichem Entgegenkommen nicht fehlen und ihre Reize strahlten in neuer Frische. Doch Bernau schien das kaum zu bemerken. Wenn sie den kleinen Walter in den Armen vor ihn hintrat, dann streichelte er wohl sanft über das Kinderlöpschen, das sich so müde anlehnte, und sagte einige Worte, die überraschend weich und mittheilend klangen, doch für die schöne Mutter hatte er stets nur denselben kühlen Blick und wenn er zu ihr sprach, verrieth der Ton seiner Stimme weder auf den Tod verwundete Liebe, noch Haß oder Empörung, nichts — nichts als Gleichgiltigkeit. Da ergriff Natalie ein wildes trotziges Verlangen, zurückzugewinnen, was sie verloren. Doch zwischen ihm und ihr stand die Schuld und reichte ihr die mit Wermuth gefüllte Schale dar, die sie leeren mußte bis auf die Reige.

Aber auch noch ein anderes „Etwas“, das sie sich nicht zu enträtheln mußte, schien gleichsam einen eisernen Panzer, an dem ihre dämonisch-magnetischen Blicke, ihre bald leidenschaftlich zornigen, bald demüthig flehenden Vorstellungen und Bitten wirkungslos abprallten, um das Herz des Gatten gelegt zu haben. Was war es? Welche geheimnißvolle Macht erweiterte den klaffenden Riß von Stunde zu Stunde, daß er zu einem Abgrund wurde, trennender wie das Meer?

Plötzlich meinte sie die Antwort auf diese Frage gefunden zu haben: Bernau wartete auf ein Zeichen ihrer Reue. Sie hatte noch nichts gethan, um die That, die er so streng verdamnte, zu sühnen. Nun wohl! Er sollte sehen, daß sie eines Opfers fähig war und ihm zuliebe einen großen Theil des Reichthums hingeben konnte, den sie doch als ihr unbestrittenes, gesetliches Eigenthum betrachten durfte. Das Eis mußte endlich gebrochen werden, so ergriff sie denn das für die Rätthin Alpen bestimmte Schreib n und begab sich damit in das Arbeitszimmer des Gatten.

Der Rechtsanwalt schien überrascht, als sie erregt, mit brennenden Wangen auf ihn zueilte und einen versiegelten Brief in seine Hand legte. Nachdem sie ihm den Inhalt desselben mitgetheilt hatte, gab er ihr wieder zurück und sagte: „Ich freue mich, daß Du zu diesem Entschluß gekommen bist, aber Du mußt ihn auch allein ausführen. Ich kann hier nicht als Vermittler auftreten.“

„Ich wollte Dich bitten, die Angelegenheit zu ordnen.“

„Das ist unmöglich. Man würde an eine direkte Einwirkung meinerseits glauben und ablehnen. Du vergißt, in welchem Verhältnis ich früher zu der Familie Alpen stand und daß alle Mitglieder derselben ein fast zu scharf ausgeprägtes Partgefühl besitzen, einen Stolz, den ich nur achten kann, der mir aber auch dafür bürgt, daß ich eine solche Mission nicht übernehmen darf. Es wird viel glaubwürdiger und auch viel ehrenvoller für Dich sein, wenn Du selbst der Rätthin die betreffende Mittheilung machst.“

„Sie hat stets schlecht von mir geredet und mich durch ihr hartes, schonungslos ausgesprochenes Urtheil gekränkt,“ wandte Natalie mit finsterner Miene ein.

„Mag sie sich eine noch so nachtheilige Meinung über Dich gebildet haben — sie ist zu gerecht, um nicht jede gute Regung anzuerkennen und gerne die Hand zur Verzeihung zu bieten,“ entgegnete er.

Schweigend stand die junge Frau neben ihm. Der Rosenschimmer ihrer Wangen schwand, nur einige scharf abgegrenzte rothe Flecken blieben. Sie hatte mehr von dieser Unterredung erwartet; auch er mußte empfinden, daß sie gekommen war, etwas zu suchen, was sie nicht fand, was er ihr nicht mehr geben konnte. Lange und stumm sahen sich Beide an und rangen heimlich nach Worten, die das Peinliche dieses Augenblickes mildern sollten, aber es blieb unheimlich still in dem Ge-

mach, nur von der bronzierten Uhr auf dem Schreibtisch tönten fünf scharfe, metallische Schläge herüber.

Wie befreit erhob sich der Rechtsanwalt und schloß einige Schriftstücke in den Sekretär.

„Willst Du fort?“ fragte Natalie.

„Ja — eine Abmachung mit einem meiner Kollegen —“

Heiß schoß ihr das Blut zum Herzen. Wann hatte ihn je eine Verabredung bewogen von ihr zu gehen? Verlezt und gedemüthigt fühlte sie, wie die frühere Herzbeite, der alte Trotz wieder über sie kamen.

„Lasse Dich nicht abhalten,“ sagte sie mit zitternden Lippen, die sich sofort krampfhaft wieder schlossen.

„Noch einmal: es freut mich innig, daß Du diesen Entschluß faßt,“ wiederholte Bernau, ihr die Hand reichend. „Du wirst dadurch die Achtung einer guten und ehrenwerthen Frau wiedergewinnen.“

Mit weggewandtem Gesicht stand sie da. Ihre Brust wogte in schwerem inneren Kampfe und die langen seidnen Wimpern senkten sich tief über die dunklen Augen, in denen Thränen der Scham und Erbitterung glänzten. Plötzlich hob sie den Kopf und ihre Züge bekamen einen ganz anderen Ausdruck. Die wilde Energie früherer Zeiten leuchtete wieder aus ihrem Blicke.

„Was frage ich danach, ob die Rätin mich für einen Engel oder für einen Dämon hält!“ rief sie heftig. „Mag sie mir glauben oder mißtrauen, es gilt mir gleich. Nicht um ihretwillen und nicht weil ich mich schuldig fühle und denke ihr eine Entschädigung darbieten zu müssen. habe ich dieses Schreiben an sie gerichtet, ich that es, weil ich den stummen Vorwurf, der aus Deinen Mienen spricht, nicht mehr ertragen kann, weil es mich zu Boden drückt und über alle Begriffe elend macht, daß wir, obschon nebeneinander hergehend, doch innlich geschieden sind, weil das mir kaum geschenkte Glück nicht jetzt schon erblassen und welken darf. Um Deinetwillen schrieb ich diese Zeilen, um Deinetwillen gebe ich das Gold, den Preis meiner vertrauten Jugendjahre hin. Ich thue es, weil ich will, daß Alles wieder so wird, wie es war. Was kümmern uns diese fremden gleichgiltigen Menschen? Sie sollen sich nicht länger zwischen mich und Dich drängen! Sind die beiden Mädchen durch mich in ihren Interessen geschädigt worden, so will ich jetzt ihre Zukunft sichern, obschon sie vielleicht ohnedem niemals die Erbinnen Alfelds geworden wären. Doch sei es! Meine Freigebigkeit soll sie vor Mangel und Sorgen bewahren, aber lasse uns dann endlich die ganze widerliche Angelegenheit vergessen! Wenn ich Dich so kalt und fremd, so gänzlich verändert sehe und denke, wie es früher war, so überkommt mich ein Gefühl, daß ich laut hinaus schreien möchte vor Heimweh nach jenem seligen, unaussprechlich holden „Einst.“

Natalie war bezaubernd schön, als sie, die Arme ausgebreitet, der herrliche Körper bebend, die Lippen halb geöffnet, sich zu ihm hinneigte. Er mußte selbst gestehen, daß es kein bewunderungswürdigeres Weib geben konnte und dennoch irrten seine Gedanken zu einem kindlich lieblichen Geschöpf zurück, das im Vergleich mit dieser blendenden Frauengestalt wie ein einfaches Waldblümchen neben einer vollerblüthen Centifolie erschien. Wieder sah er das blonde Mädchen von goldenen Sonnenstrahlen umwoben, die in lichten Reflexen auf der schimmernden Pracht ihres Haars spielten, vor sich stehen. Das reine Profil, die unschuldigen, etwas schwermüthig blickenden Augen, das ruhige, anmuthige Betragen, das wohlthuende Walten eines feingebildeten Geistes hatten doch etwas ungemein Harmonisches, und der Ausdruck echt weiblicher Würde und Sanftmuth ließ es vergessen, daß die Züge nicht ganz den strengen Anforderungen der Schönheitsgesetze entsprachen.

„Lasse es wieder so werden zwischen uns, wie einst!“ wiederholte Natalie, während ihre Augen wie im Fieber leuchteten. „Ich weiß nicht, was aus mir wird, wenn ich Deine Liebe verliere, oder erkennen muß, daß ich sie niemals besessen habe. Und Du darfst mir keinen Vorwurf machen. Ich warnte Dich vor mir selbst. Ich sagte Dir: Ueberlege wohl, denn wenn erst das bindende Wort gesprochen ist, dann gebe ich Dich nun und nimmermehr frei und sollte es uns Weiden zum Verderben gereichen.“ Zur Seite bleibe ich Dir, bis der Tod die Kette löst, also gestalten wir uns das Dasein lieber nicht zur Hölle.“

„Schon um des Kindes Willen wünsche ich keine Trennung von Dir und hoffe, der Segen eines friedlichen Zusammenlebens wird uns noch beschieden sein,“ erwiderte er, die Lippen auf ihre Stirne drückend.

Wie Eis durchschauerte sie dieser Kuß, daß ihre Glieder fröstelnd erbeben. Ohne Bernau nochmals anzusehen, schlich sie aus dem Zimmer und trat in die Kinderstube, die einem aus Purpur und Gold ausgehauenen Festen gleich. Wie ein Wachs-püppchen lag der kleine Walter in den Armen seiner Amme. Natalie fing an, ihn stürmisch zu liebkosen, da schlug er die Augen auf und brach in ängstliches Weinen aus, während die Händchen sich krampfhaft an das bunte Halstuch der Gläserin klammerten. In ihrer momentanen Stimmung war es der jungen Frau, als würde sie auch von ihrem Kinde fortgewiesen. Betrüb und zornig wandte sie sich ab und lehrte in ihre eigenen Gemächer zurück, aber es duldete sie heute nirgends; aus jedem Winkel starrte ihr die verzweiflungsvolle Dede selbstverschuldeter Herzenslosigkeit entgegen.

„So lange der Fleck nicht von dem Namen Deines Vaters getilgt ist, so lange wird auch auf uns der Fluch der Verachtung lasten,“ diese Worte Mariannens fielen ihr wieder ein. Lange hatte Natalie es vermieden, das finstere Haus, in welchem sich einst so viele entsetzliche

Szenen abspielten, zu betreten; jetzt war das innere Drängen, der Wunsch, ihren Gedanken zu entfliehen, mächtiger als alle Furcht. Sie wählte eine einfache, dunkle Toilette und begab sich nach der L . . . straße. Wie Gespensterscheu durchrieselte es sie, als sie, vor dem unheimlichen Gebäude stehend, die Klingel zog. Langsam kamen die müden, schleppenden Schritte Katharinas näher, knarrend und schwerfällig öffnete sich die Thür. Eine Lampe in der Hand, stand die Haushälterin da und sah Natalie erstaunt und fragend an; ihre Augen waren schwach geworden.

„Ah — Frau Rechtsanwalt,“ sagte sie endlich nach geraumer Zeit, „verzeihen Sie, daß ich Sie nicht erkannte! Das ist ein gar seltener Besuch. Ich glaube, Frau Volkmar ist oben in den Räumen, die immer leer standen.“

Natalie nickte und eilte an ihr vorüber. „Sie brauchen mich nicht zu begleiten oder anzumelden. Ich kenne ja den Weg,“ rief sie noch zurück. Die seltsame Empfindung, als wäre sie in eine Todtengruft gedrungen, wollte nicht weichen. Es war ihr, als stiege noch Jemand unsichtbar die Treppe empor. Langgezogene Schatten fielen über den nur spärlich beleuchteten Korridor, und als sie das erste Zimmer betrat, sah sie mit scheuem Blicke um sich. Hier hatte die Leiche Alfelds einst so häßlich mit dem verzerrten Antlitz gelegen und sie meinte, getäuscht von dem flackernden, röthlichen Lichtschein, zu bemerken, daß die zugezogenen Vorhänge sich leise bewegten. Rasch vorbei!

Um dorthin zu gelangen, wo sich Frau Volkmar augenblicklich aufhielt, mußte Natalie auch durch die Wohnstube des Verstorbenen gehen. Wie unverändert hier doch Alles geblieben war seit Alfelds Tod! Kein Stuhl von der frühern Stelle gerückt, keine, auch noch so unbedeutende Neuerung vorgenommen. Diese peinliche Genauigkeit hatte etwas Grauenhaftes. Mit stockendem Athem blieb Natalie stehen. Das Bild des Wucherers drängte sich furchtbar deutlich vor ihr geistiges Auge.

„Daß man solche Schrecknisse nicht vergessen kann!“ stöhnte sie unwillkürlich auf und stürzte dann, wie von Fieberschauern geschüttelt, vorwärts dem Ausgange zu. Da fühlte sie sich an dem Kleide gepackt und taumelte aufschreiend zurück. Eilige Tropfen perlten auf ihrer Stirn, doch im nächsten Moment schämte sie sich dieses Entsetzens. Der reiche Spitzenbesatz war an dem Schlüssel des großen braunen Schrankes hängen geblieben und hatte die nur zugebrückte Thür halb aufgezo-gen. Da drinnen stand und lag auch Alles noch so wie ehebem: nebeneinander gehäufte Stöße alter Zeitungen, Bücher, uneingelöste Pfänder und ganz in die Ecke geschoben ein über die Hälfte mit Morphiuntinktur gefülltes Fläschchen. Die Phiole zog die Blicke Nataliens gleichsam magnetisch an. In dieses kleine Behältniß war der Tod eingeschlossen — er mußte widerstandslos kommen, wenn man seiner begehrte. Ach, für eine wunde Seele liegt doch ein un-

schreiblicher Reiz in dem Gedanken, daß sie jederzeit im Stande sei, ihren Kerker zu sprengen.

Langsam streckte sie die Hand aus, doch als ihre Fingerspitzen das kalte Glas berührten, zuckte sie zurück. Nein, sie durfte nicht sterben, wenn sie auch die Zukunft nur mehr durch einen Trauerflor statt durch den rosigen Schleier der Hoffnung sah. Das Kind fesselte sie mit tausend unzerreißbaren Zauberbanden an das Leben. „Nein, nein, ich weiche nicht“, sagte sie leise, aber mit finsterner Entschlossenheit. „Wie bald wäre ich vergessen und eine Andere käme, Besitz zu ergreifen von allen meinen verlorenen Gütern.“

Sie wendete sich ab, strebte fort und blieb dennoch wie von einer übernatürlichen Macht bezwungen stehen. Ihr Blick kehrte wieder zurück zu der Pfirole, die zu wachsen und zu leuchten schien. Der Tod, — der Gewaltigste unter allen Gewaltigen, als Gefangener in das unscheinbare Gläschen gebannt! Sie brauchte ihn nicht zu rufen, wenn sie nicht wollte, aber es reizte sie, den unerbittlichen Herrscher der Welt so in ihrer Macht zu haben. Im nächsten Augenblick hatte sie die Pfirole von ihrem Platz genommen, und verborgen. Jetzt kam eine so seltsame Ruhe, ein eigenthümliches Sicherheitsgefühl über sie, als könne sie des Schicksals grausamster Tücke trotzen. Sie schloß den Schrank ab und suchte die Mutter.

Marianne überhörte ihren Eintritt, so eifrig war sie beschäftigt in einem offenbar sehr alten Buche zu lesen, dessen schwarzen Einband ein silbernes Kreuz schmückte. Die starren Blätter klappten auseinander und der Deckel hatte sich im Laufe der Zeit gekrümmt. Durch das Geräusch der näher kommenden Schritte aufmerksam gemacht, hob sie den Kopf und rief der Tochter entgegen: „Sieh, was ich gefunden habe!“

„Ein Gebetbuch“, sagte Natalie erstaunt. „Ich wußte nicht, daß Alfeld im Besitze eines solchen war.“

„Er? Ueber seine Lippen mag wohl nie ein andachtsvolles Wort gegangen sein. Was mir auffällt ist, daß hier in der Ecke steht: „Christian Larsen, Missionär“. Dies war ohne Zweifel der Eigenthümer des Buches. Er scheint es immer bei sich getragen und zuweilen kurze Notizen und wichtige Daten auf den breiten Rand der Blätter geschrieben zu haben. Sieh, da ist noch in halbverwischten Zügen zu lesen; „Am Abend des heiligen Weihnachtstages 1850 fand ich nach langem, beschwerlichem und gefahrvollem Umherirren in dem Blockhause des Mathias Greiner Unterkunft.“ In welcher Beziehung stand Alfeld zu diesem Manne? Er weilte zur selben Zeit in Südamerika mit Adolf von Benten, der am 9. Januar 1851 starb und zwar ebenfalls in einem Blockhause. Sagtest Du mir nicht so?“

„Ich hörte es von Bernhard. Zu mir sprach der Wucherer niemals von seinem verstorbenen Verwandten.“

„Kannst Du Dich noch der näheren Umstände entsinnen? Ich würde Katharina rufen, aber ihr Gedächtniß ist auffallend schwach geworden.“

„Was ich weiß, ist Folgendes: Adolf von Benten soll ein sehr eifriger Naturforscher und Sammler seltener Pflanzen und Mineralien gewesen sein. Derselben bereits seit langer Zeit leidend, konnte er sich doch nicht entschließen, einer wahrhaft leidenschaftlichen Reise lust zu entsagen und so empfahlen ihm die Aerzte zur Kräftigung seiner schwergelährdeten Gesundheit den Aufenthalt an einer Seefüste Südamerikas. Dorthin begab er sich in Begleitung Alfelds, für den er eine besondere Vorliebe hegte und zu dessen Gunsten er ein Testament verfaßte und hinterlegte, ehe Beide von der Heimath schieden. Benten schien sich wirklich zu erholen, aber nun gönnte ihm sein reger Geist keine Ruhe mehr. Es trieb ihn fort. Es schloß sich dem Führer einer wissenschaftlichen Expedition an, zog wieder landeinwärts und durchstreifte oft in langen und mühevollen Märschen die pfadlosen Wälder, bald auf dieser, bald auf jener kleinen Ansiedelung weilend und sich von den größeren Ortschaften mehr und mehr entfernend. Die Streiter der Zivilisation drangen Schritt für Schritt auf dem unwirthbarsten Terrain vor, sie scheuten weder Anstrengungen noch Gefahren und suchten gerade jene Orte der ungezügelter Kraft und Freiheit auf, wo man die Kultur und ihre Segnungen noch nicht kannte. Bentens geschwächter Körper vermochte aber diese Strapazen nicht auszuhalten. Der alte Mann mußte sich von seinen Gefährten trennen und begleitet von dem Reffen in einem Blockhause Aufnahme suchen, die ihm auch gewährt wurde. Wenige Wochen später ereilte ihn der Tod. So hörte Bernhard die Sache darstellen, kurz nachdem er mit seiner Frau in die Dienste Alfelds trat, der gleich nach seiner Rückkunft die große Hinterlassenschaft in Empfang nahm.“

„Und hieß der Besitzer des Blockhauses Mathias Greiner?“

„Ich erinnere mich nicht, da ich der Erzählung zu wenig Interesse schenkte. In Erfahrung zu bringen würde es ja sein, aber was kümmert das uns?“

„Nichts was Alfeld betrifft, darf uns gleichgiltig lassen.“

„Mehr als dreißig Jahre sind seit diesen Ereignissen verfloßen.“

„Und dennoch erscheint mir kein Umstand, der Einblitz in sein Thun und Lassen gewährt, unwichtig. Wie mag es kommen, daß der Missionär sich von diesem Buche trennte und warum nahm Alfeld es an sich? Aus Pietät doch gewiß nicht.“

„Vielleicht um es später an einen Autographensammler zu verkaufen“, sagte Natalie spöttisch.

Marianne antwortete nicht. Sie betrachtete ihre Tochter lange und forschend.

„Bist Du glücklich?“ fragte sie endlich.

Diese Frage kam so plötzlich und unvermittelt, daß die junge Frau erst betroffen schwieg und dann zögernd erwiderte: „Wer kann behaupten, daß er es sei?“

„Du hofftest es zu werden.“

„Fata Morgana — ein entzückendes Trugbild, auf welches man rathlos und

verlangend zuschreitet, um gar bald zu erkennen, daß man dennoch in einer Wüste verschmachten muß.“

„Was macht Dich so muthlos?“

„Die Erkenntniß, daß ich zu Jenen gehöre, über deren Freuden und Hoffnungen das Schicksal stets mit ehernem Fuße hinwegschreitet. Der Name „Volkmar“ bringt seinen Trägern Unheil. Man läßt es mich bitter empfinden, daß ich die Tochter eines Mannes bin, der unter schwerer Anklage stand. Und Du, Mutter, fühlst Du Dich nicht zu einsam in diesem Hause?“

„Einsam? Nein. Meine traurigen Erinnerungen leisten mir treulich Gesellschaft. Die Qual des Gedankens schleppt wie eine eiserne Kette hinter mir drein. Was soll ich draußen in der Welt? „Die Stätte des Frevlers umschweben unsichtbare Dämonen und ruhen nicht, bis sie die geheime Schuld ans Tageslicht gebracht haben, läge sie auch unter Felsen begraben“, heißt es im Volksmunde. Das Prophetische Wort wird und muß sich auch hier bewahrheiten. Es ist Lüge, daß die Zeit alle Wunden heilt, sie werden nur brennender von Tag zu Tag. Der einzige Balsam, der mir werden kann, ist die endliche Rechtfertigung des Gatten. Die Kinder welche er am zärtlichsten liebte, haben ihn vergessen. Sie treiben auf der hohen Fluth des Lebens und wollen nicht an das einsame Grab gemahnt sein. Ich aber harre des Augenblickes, der ihm die geraubte Ehre und mir die Erlösung bringen soll. Früher wird es nicht Friede in mir und doch möchte ich so gerne schlafen, denn ich bin müde — sterbensmüde — und Niemand bedarf u. einer mehr.“

Sie hatte die Hände über dem schwarzen Buche gefaltet, den Kopf zurückgelehnt und die Augen geschlossen wie zum ewigen Schlummer.

„Mutter, Du sprichst, als wärest Du uns nicht theuer“, sagte Natalie beklommen. „Und dennoch — wenn Du mir nur erlauben würdest Deine Tage glücklicher zu gestalten, wie froh wölte ich sein. Dann würde es mir vielleicht doch noch zum Segen gedeihen, daß ich reich bin.“

„Wenn Du mir nichts Anderes anzubieten hast als Deinen Reichthum, so ist es unnöthig noch ein weiteres Wort zu verlieren“, unterbrach Marianne streng. „Wie fremd seid Ihr mir Beide geworden, Du und Robert, und wie wenig verstehen wir uns!“

„Verzeihe! Ich selbst erkenne, daß ich nicht meiner Pflicht gemäß handelte und deshalb lehre ich zurück als eine Reuige und schwöre, daß ich von nun an wieder vereint mit Dir streben will nach dem einen, leider so unerreichbar fernstehenden Ziele. Doch ich verhehle es Dir nicht — längst hörte ich auf an einen günstigen Erfolg zu glauben. Wir werden nimmermehr die Wahrheit entdecken. Mag den Vater auch in diesem Hause durch eine häßliche That das Verderben ereilt haben — die Beweise sind vernichtet.“

„Ich sage: nein!“ rief die Wittve, sich erhebend. „Vergißt Du, daß ich die erste Spur schon fand?“

„Jenes Steinchen? Seitdem sind Monate verfloßen —“

„Und dennoch fühle ich mich nicht entmuthigt. Es wird gelingen. Von dieser Hoffnung lasse ich nicht; mit ihr müßte auch mein Glaube an die sühnende Gerechtigkeit des Himmels erste hen.“

„Auch Rudolph verharrete nicht in Unthätigkeit. Alle polizeilichen Behörden des In- und Auslandes sind von den Nummern der in Verlust gerathenen Bantischeine unterrichtet, doch bisher wurde noch keiner angehalten.“

„Gerade dieser Umstand bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß die ganze Summe an sicherem Orte geborgen ist.“

„Alein um das Versteck, wenn ein solches existiert, aufzufinden, wird es eines schärfern und geübtern Blickes bedürfen, als des unsren. Das Gold, welches Du so sehr verachtest, kann doch noch einem guten Zwecke dienen. Wie ich von einem Kollegen Rudolphs hörte, lebt in B . . . ein Mann namens Karl Hallmeier, der früher als Geheimpolizist thätig war und überraschende Erfolge hatte. Seiner Mitwirkung soll die Entdeckung mancher Verbrechers zu verdanken sein und ihm ist es wiederholt geglückt, die seltsamsten Verwickelungen zu entwirren. Das brachte ihm viel Geld ein. Nun ist er seit Jahren schon aus dem Staatsdienste geschieden und bewohnt ein kleines Haus vor dem Thore. Man suchte vergebens, ihn wiederzugewinnen. Er erklärte zu alt zu sein, um sich noch ausschließlich einer so aufreibenden Thätigkeit widmen zu können, trotzdem interessiert er sich aber lebhaft für jeden schwer zu entzählenden Fall und besitzt noch die frühere geistige Frische und das außerordentlich scharfe Beurtheilungsvermögen. Vielleicht ließe er sich, wenn ihm ein großer Vortheil in Aussicht gestellt würde, bewegen, auf einige Zeit in diesem Hause Wohnung zu nehmen und unsere Nachforschungen zu unterstützen. Wollen wir den Versuch machen?“

„Ich bin damit einverstanden.“

„Er wird vielleicht schwer zu bewegen sein, doch will ich noch heute schreiben.“

„Fürchtest Du, daß er ablehnt?“

„Ja. Die Noth treibt ihn wenigstens nicht, auf unser Anerbieten einzugehen.“

„Eine Unterredung würde möglicherweise schneller und sicherer zum Ziele führen.“

„Das mag wohl sein; insbesondere wenn es gelänge, sein Interesse für den Fall rege zu machen. Rudolph kann aber gegenwärtig nicht abkommen. Ich möchte in der Nähe Walters bleiben, der, wie Du weißt, so zart ist, daß ich beständig für dieses theure Leben zittere. Hermann wurde kürzlich nach W . . . berufen und Du selbst scheinst mir so leidend —“

„Das würde wenig in Betracht kommen. Meine Willenskraft ist stark genug, um den erschöpften Körper zum Dienst zu zwingen. Doch jener Mann könnte sich meine Vermuthungen etwa nur als die krankhaften Hirngespinnste einer alten nervösen Frau deuten. Ein anderer an dessen klarem Urtheilsvermögen er keinen Grund

zu zweifeln hat, muß vor ihn hinstreten und ihn unserer Sache geneigt machen. Ich bin erstaunt, daß Du nicht Deinen Bruder Robert in Vorschlag bringst.“

„Ich glaube, dieser würde ein solches Vorhaben eher tadeln als gutheißen. Mehr als einmal äußerte er gegen mich: es sei am besten die ganze Angelegenheit einschlafen zu lassen.“

„Wie?“ rief Marianne aufspringend.

„Ist er so pflichtvergessen?“

„So darfst Du es nicht nennen“, bemühte sich Natalie zu entschuldigen. „Er kann den Verkehr mit jungen Leuten aus feineren Kreisen nicht vermeiden und es ist ihm peinlich, die Erinnerung an jene unselbstigen Vorgänge, für welche bis jetzt jede befriedigende Erklärung fehlt, immer wieder aufgefrischt zu sehen. Er glaubt an keine erfreuliche Lösung des traurigen Räthsels mehr. Ich möchte ihm lieber nicht vorschlagen nach B . . . zu reisen.“

„So werde ich es thun!“ entgegnete die Wittve entschlossen. „Nicht vorschlagen — nein, befehlen werde ich ihm, so zu handeln, wie es dem Sohne gebührt. Ich will sehen, ob er den traurigen Muth hat, meine Worte zu mißachten.“ Ein Blick vernichtenden Zornes sprühte aus ihren großen schwarzen Augen. „Und Du,“ wandte sie sich an Natalie, die ihr einen Zettel darreichte, auf welchem die nähere Adresse Karl Hallmeiers stand, „was hast Du mir zu vertrauen? Warum floh das Glück schon so bald von Deiner Schwelle?“

„Ich fürchte, daß Rudolphs Liebe nicht mehr mein ist,“ klang es fast stöhnend von den Lippen der jungen Frau.

Marianne trat langsam näher und legte beide Hände auf ihre Schultern.

„Bist Du Dir keiner Schuld bewußt?“ forschte sie. „Lange schon will es mir scheinen, als spräche der Frieden eines reinen Gewissens nicht mehr aus Deinen Zügen. Was ist geschehen? Laß es mich wissen, wenn ich Dir rathen soll.“

Wohl war es Natalie, als müsse eine Kiesenlast von ihrer Seele fallen, wenn der lange Bann des Schweigens und Verbergens endlich gebrochen wäre; aber als sie die Augen erhob und in das blasse Antlitz der Mutter blickte, da wußte sie, daß eine unerbittliche Richterinnen vor ihr stehen würde.

„Düde mich nicht! Ich kann das fürchterliche nicht selbst erzählen, nicht nochmals jene Stunden der tiefsten Herzenspein durchleben. Wie es geschah, daß mir das Theuerste genommen wurde — warum fragst Du danach? Ich habe es verloren und kann es nicht wiedergewinnen. Es ist zu spät. Zu spät! Diese beiden Worte schließen Alles in sich, was es an Jammer, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit giebt. Laß mich! Mir ist nicht zu helfen.“

Damit riß sie sich los und stürzte aus dem Zimmer.

XXXV.

Mit dem Ausdruck des Staunens und der Unzufriedenheit sah Marianne ihrer Tochter nach, ohne diese jedoch zurückzurufen. Sie drängte sich nicht in das Vertrauen

Anderer und hatte es verlernt, jenen weichen, innigen Ton anzuschlagen, dem sich auch das verschlossenste Herz unwillkürlich öffnet. In der harten Schule des Unglücks war sie selbst hart und rauh geworden und dennoch barg ihre Brust jetzt nicht minder als ehedem seinen Born unendlicher, unerschöpflicher Liebe. Aber das düstere Wesen der schmerzgeprüften Frau machte, daß sogar ihre Kinder sie verkannten und sich mit einer gewissen Scheu von ihr zurückzogen und diese Wahrnehmung drückte einen neuen Stachel in ihre schmerzgeriffene Seele.

Seit die Wittve in dem gemieteten Hause wohnte, hatte man sie oft des Nachts, eine brennende Lampe tragend, von Zimmer zu Zimmer wandeln sehen. Die Vorübergehenden standen dann wohl still, blickten nach den Fenstern, an welchen die schwarzgekleidete Gestalt wie eine geisterhafte Erscheinung vorbeiglitt und gingen lachend oder auch einige bedauernde Worte äußernd des Weges weiter. „Ihr Verstand hat gelitten,“ hieß es und endlich achtete man gar nicht mehr auf sie. Heute geschah aber etwas ganz ungewöhnliches: die einsame Frau, die sonst nur in dem großen Hof promenierte, als sei ihr jede Begegnung mit ihren Mitmenschen verhaßt, verließ das finstere Gebäude und schlug die Richtung nach dem belebtesten Stadtviertel ein. Mancher neugierige Blick folgte der hohen Gestalt bis sie verschwunden war.

Marianne betrat ein sehr elegantes Haus, vor welchem eine Kutsche mit ungeduldig stampfenden Pferden stand. In der ersten Etage hatte Robert, der von seiner Schwester mit reichlichen Geldmitteln unterstützt wurde, mehrere feinmöblierte Zimmer inne. Die Wittve klingelte. Ein Diener, der eben einen Korb mit böhmischen, wie Rubin funkelnden Gläsern trug, um welchen sich silberne Weinranken schlangen und in dem einige Champagnerflaschen lehnten, öffnete und blickte die bleiche, ernste Frau überrascht und fragend an.

„Der Herr Referendar ist wohl anwesend,“ erwiderte er auf ihre Frage, „aber im Begriff mit mehreren Herren fortzufahren. Der Wagen wartet schon eine geraume Weile. Wollen Sie gefälligst hier eintreten. Wen darf ich melden?“

Ehe sie antworten konnte, flogen Thüren auf und zu, Schritte näherten sich, Gelächter und fröhliche Stimmen wurden vernehmbar und Robert erschien nebst seinen Freunden in dem kleinen Salon, welchen der Diener geöffnet hatte. Der Referendar befand sich offenbar in heiterster Stimmung, doch der unerwartete Besuch seiner Mutter kam ihm unerwünscht. Er konnte eine Bewegung unwilligen Staunens nicht unterdrücken und begrüßte sie mit einer gewissen Verlegenheit und Zurückhaltung.

„Ich stehe Dir gleich zu Diensten, liebe Mama,“ sagte er, nachdem die übliche Vorstellung vorüber war. „Bemühe Dich hier herein. Meine Herren haben Sie die Güte noch fünf Minuten Platz zu nehmen. Ich werde mich beeilen.“

„In fünf Minuten ist nicht erledigt, was ich mit Dir besprechen muß,“ bemerkte die Wittve ruhig und entschieden.

„Dann komme ich lieber morgen zu Dir,“ erwiderte Robert, seine Uhr hervorziehend. „Wir werden zum Souper erwartet und Du begreiffst, daß ich mich nicht länger aufhalten darf. Morgen, spätestens um neun Uhr, bin ich bei Dir.“

„Nur eine wichtige Angelegenheit konnte mich bewegen Dich hier aufzusuchen und in der That leidet die Sache, um derentwillen ich kam, keinen Aufschub,“ sagte die alte Frau.

„O — wegen einiger Stunden! Du siehst ja, meine Zeit erlaubt mir leider gegenwärtig nicht —“

„Du mußt Zeit für mich haben, denn es handelt sich um Deinen Vater,“ rief Marianne mit zürnendem Blick und die Hand befehlend ausstreckend.

Dunkle Röthe verbreitete sich über das Antlitz des Referendars, eine heftige Antwort schien sich auf seine Lippen zu drängen, aber einer seiner Freunde der Leutnant Scharnhorst, kam dem Ausbruch der unangenehmen Szene zuvor, indem er mit den Worten: „Widmen Sie sich ungesüßert Ihrer Frau Mama; wir werden vorausfahren und Ihre Verspätung entschuldigen“ dem Assessor Wylus zuwinkte und sich mit ihm entfernte.

Mutter und Sohn standen sich nun allein gegenüber.

„Du hättest nicht nöthig gehabt, gerade in Anwesenheit der beiden Herren von dem Vater zu sprechen,“ begann Robert. Dieser Groll klang aus seiner Stimme und ein Ausdruck zorniger Beschämung entstellte sein hübsches Gesicht. „Wozu dieses ewige Wiederheraufzureden der alten, unseligen Geschichte? Kann sie denn nicht endlich begraben bleiben?“

Lange starrte ihn Marianne sprachlos an, dann preßte sie fast heiser hervor: „Was sagst Du? Ich habe Dich ohne Zweifel falsch verstanden.“

„Nun, wenn Du das glaubst, so werde ich meine Worte wiederholen,“ versetzte er herausfordernd. „Es berührte mich höchst peinlich, daß Du in Gegenwart meiner Freunde, die den höheren Kreisen angehören, des Vaters erwähnest. Wozu das? Konntest Du nicht bis morgen warten? Es kann mir doch unmöglich angenehm sein, stets von Neuem an diesen leidigen Skandalprozeß erinnert zu werden. Stelle Dir nur selbst den Eindruck vor, den es machen muß, wenn diese Herren den Vorgang der spottfüchtigen Gesellschaft erzählen. Schon um des Verstorbenen willen müßtest Du lieber schweigen, denn wir mögen uns gegen die Erkenntniß seiner Schuld sträuben so viel wir wollen, in den Augen Anderer gilt sie doch für erwiesen und zur Ehre gereicht der Vorfall in dem Handelshause „Peter Frohmann“ unserer Familie jedenfalls nicht. Wir sollten froh sein, wenn man rücksichtsvoll genug ist, sich zu stellen als dächte man nicht mehr daran. Das ist meine Ansicht von der Sache und ich

kann sie Dir zu meinem Bedauern nicht vorenthalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemeindekinder.

Originalnovelle von Gf. La Rose.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Sie führte ihren kleinen Buben an der Hand und sprach: „Ich bitte die Gemeinde, mir die Felice Lohr anvertrauen zu wollen, ich verspreche feierlich bei dem Andenken ihres Vaters, daß ich Mutterstelle bei der kleinen Verwaisten vertreten werde.“ Da, meine Herrschaften, war keiner im Saale, der nicht gerührt auf das arme, vor Aufregung und Schmerz zitternde Weib geschaut hätte. Wir gaben ihr mit frohem Herzen das Kind, das sie in ihre Arme nahm und mit einem Ausdruck von Freude und Triumph im Gesicht in ihre kleine Hütte trug.

Die Frau hat ungefähr vier Jahre lang ihr Versprechen treu und redlich erfüllt. Sie war arm, sie war dazumal gerade die ärmste in der ganzen Gemeinde; sie mußte für die alte, gänzlich gelähmte Mutter ihres Mannes und jetzt auch noch für zwei Kinder sorgen. — Sie mühte sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ab. Es war rührend, mit welcher Sorgfalt sie die kleine Felice pflegte. Einmal kam ich in ihre Hütte, die alte Warnberg war bettlägerig geworden und machte deshalb ihrer Schwiegertochter viel Arbeit. Ich kam, um die kranke Frau zu besuchen; diese erzählte mir nun, welche ein ausgezeichnet braves Weib die Elisabeth sei. „Mich pflegt sie mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit,“ sagte sie, „dabei hat sie immer ein freundliches Lächeln, ein tröstendes Wort für mich. Möge Gott es ihr lohnen! Ich habe ja nicht einmal Worte genug, ihr für all' die Liebe zu danken, die sie mir schenkt. — Sie sollten nur sehen, wie sie mit den Kindern umgeht, wie sie auf dieselben achtet, ihnen so viele gute Lehren giebt, und ihnen immer wieder begreiflich zu machen sucht, was gut und was schlecht ist. Der Wilhelm ist aber auch ein Bursche, daß mir das Herz im Leibe lacht, so oft ich ihn ansehe. Bei der dummen Geschichte, daß sie die kleine Lohr ins Haus nahm, habe ich nichts machen können. Es war der einzige Streit, den wir hatten, seit sie die Frau meines Sohnes wurde. Da hat sie den Kopf hoch erhoben und hat gesagt: „Ich thue das, wozu das Herz mich treibt, Frau Mutter, laßt mir nur das eine Mal den Willen.“ Sie hat es bis jetzt nicht bereut, das Kind genommen zu haben; denn sie liebt es wie ihr eigenes. Als ich kurz darauf das Haus verließ, da war Elisabeth im Garten und jätete was sie konnte; wie flink die Hände über die Erde huschten, um das Unkraut auszurotten. Ihr Bub stand neben ihr, er hatte das kleine Mädchen am Arme. „Gute Mutter ist des Lobes voll über ihre Schwiegertochter,“ sagte ich. Ihr habt aber auch allen Frauen

des ganzen Thales, ein schönes Beispiel gegeben.“

„Ich?“ erwiderte sie verwundert, beinahe ärgerlich, „daß ich nicht wüßte, wie?“

„Nun,“ sagte ich, „indem Ihr Euch des armen Kindes da,“ ich wies auf die Kleine, „annahmt, habt Ihr ein großes, edles Werk der Barmherzigkeit ausgeübt.“ „Ach, hochwürdigster Herr!“ rief sie das Lob abwehrend, „ich that nur meine Pflicht, zudem war ein Wunsch meines Herzens, das Kind — des Wilhelm bei mir zu haben. Wenn Sie mich fragen, welches von den beiden da,“ sie deutete nach den Kindern, „mir lieber wäre, wüßte ich es bei Gott selber nicht; beide sind mir gleich werth, eins wie das andere.“

„Ja, meine Herrschaften, sie gab das höchste, sie gab die Liebe, das war der größte Segen für das arme kleine Mädchen.“

Wieder schweigt der Pfarrer. Zweimal räuspert er sich, ehe er fortfährt, man sieht es ihm an, die Rührung läßt ihn nur mühsam sprechen. „Meine Herrschaften, wir sind alle nur für eine kurze Weile hier. In diesem Spruche liegt ein großer, ein unsagbarer Trost; denn die Leiden, die traurigen Schicksale einzelner, ach! was sage ich, tausender von Menschen sind so hart, daß die Eile, mit der unser Leben dem Tode zutreibt, ein Glück ist. — Jetzt ruht dieses herrliche Weib unter der Erde. Wenn es einen Gott über uns giebt, so wird sie ihren Lohn finden. — Nun, die alte Mutter lebte nicht lange mehr, dafür beanspruchte die kleine Felice die sorgsamste Pflege seitens ihrer Ziehmutter. Das Kind wurde krank, man mußte es warten und tragen den ganzen Tag, allein wenn die Frau noch zehnmal mehr Arbeit mit dem Kinde gehabt hätte, sie würde sie freudig gethan haben, sie hatte nur eine Sorge, das theure, liebe Kind zu verlieren. Gott nahm es nicht zu sich. Aber eine andere neue Heimsuchung kam über die arme, jetzt schon schwer bedrängte Familie. Frau Warnberg konnte sich schon seit längerer Zeit mit dem Nähen nichts mehr verdienen, die Pflege der Schwiegermutter und dann die des Kindes nahm all' ihre Zeit hinweg. Die einzige Kuh, die sie besaß, und die die ganze Familie ernährte, lag eines Morgens todt im Stalle. Das war ein schrecklicher Jammer! Bereits war ein Grundstück verkauft worden, und nun mußte eins nach dem andern in fremden Besitz wandern. Zuletzt wurde ein kleines Kapital auf das Haus aufgenommen, nur um den Hunger der Kinder stillen zu können. Zu allem Unglück erkrankte die Frau selbst. Jetzt freilich mußte die Hilfe der Weiber des Dorfes in Anspruch genommen werden. Sie thaten was sie konnten, am meisten aber that der bereits zehnjährige Sohn der Warnberg, er benahm sich wie ein Erwachsener Mensch, so fleißig und muthig, so gut gegen die Kranke und die kleine Schwester, wie er Felice immer nannte. Frau Warnberg fragte mich eines Tages:

„Ich werde wohl sterben müssen, Herr Pfarrer?“

Ich hatte keine Hoffnung mehr für sie und erwiderte: „Wie Gott will, liebe Tochter. Hast Du noch etwas auf dem Herzen?“

„Ach, die Kinder! die armen Kinder!“ schluchzte sie erbärmlich.

„Die stehen wie alle Menschen in Gottes Schutz,“ suchte ich sie zu trösten. Sie sprach nichts weiter mehr. Ach! sie war so gut, so sanft. Als ich den andern Tag kam, war sie durch den Tod erlöst. Ihr Sohn stand, weiß wie Kalk, neben der Leiche, und die kleine Felice hatte sich über dieselbe geworfen und schrie laut auf. — Gnädiger Herr, heut war Gemeindefestigung der beiden Kinder wegen. Es wurde beschlossen, das Mädchen ins Armenhaus zu geben, und —“ er wendet sich an den Lehrer.

„Herr Baron,“ spricht dieser, „der Bauer Lohing würde vielleicht den Buben nehmen, um einen Ziegenhirten daraus zu machen, Sie aber werden das nicht geschehen lassen. Ich kann Ihnen versichern, daß es der talentvollste Schüler ist, den ich jemals gehabt. Er ist fleißig, brav, still, kurz: Ich muß ihn ihrer Großmuth empfehlen. Herr Baron, ich bitte Sie dringend, erbarmen Sie sich seiner — nehmen Sie ihn zu sich.“

„Ja, gnädiger Herr, wir wenden uns an Ihr gütiges Herz,“ bittet auch der Pfarrer.

„Aber, mein lieber Herr Lehrer, wo denken Sie hin?“ ruft Lichtenstein. „Das kann ich nicht, das geht wirklich zu weit.“

„Verzeihen Sie uns,“ fängt der Lehrer wieder an, „aber ich fände keine Ruhe mehr, würde ich nicht alles versuchen, um ein solches Talent, wie der Warnberg eines besitzt, nicht verkommen zu lassen. Ich bin sicher, er wird sich einstens auf die eine oder andere Art hervorthun, er wird ein berühmter Mann werden.“

„Herr Baron, Sie werden sich über ihn erbarmen, er ist ein so herrlicher Knabe, so seelengut, ich bitte Sie, nehmen Sie sich doch seiner an!“

„Aber, mein Lieber, ich kann nicht, kann wirklich nicht,“ erwiderte Lichtenstein etwas gereizt. „Was glauben Sie denn? Ich bin nichts weniger als reich, ich bin für meinen Stand eher arm. Ich besitze die allerdings schöne Pension eines Majors und die Rente einer Familienstiftung, die aber nach meinem Tode aufhört. Ich lebe sehr einfach und brauche doch jeden Pfennig, weil ich eben meinen Stand vertreten muß. Wenn ich heute sterbe, ist mein Sohn nicht viel reicher als der Knabe Warnberg. Hätte ich ein Vermögen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie würden mich nicht vergeblich bitten.“

„Das werden Sie auch so nicht gethan haben,“ spricht erregt die Baronin. „Ludwig, ich bitte, ich beschwöre Dich, nimm den Knaben an!“ Sie erhebt sich, geht auf den Gatten zu, faltet die Hände und sagt: „Ich bitte Dich so lange, bis Du mich erhörst. Bedenke, in Deiner

Hand liegt es, Konrad reich statt arm zu machen. Wenn wir beide nicht mehr sind, ist unser Sohn allein, Du kannst ihm jetzt einen Bruder, ein liebendes Herz geben — ist das nicht von größerem Werthe als alles Gold der Welt? Mit allen Reichthümern kann er einstens vielleicht heimatlos sein, weil er kein Herz hat, das für ihn schlägt. O Ludwig, weise doch ein solches Himmelsgeschenk nicht von Dir.“

Auch Konrad eilte auf den Vater zu und ruft: „Die Mutter hat recht! O Gott, wenn ich einen Bruder hätte!“

„Aber, liebe Frau,“ sagt der Baron, „Du kennst ja unsere Verhältnisse, weißt, daß wir uns überall einschränken müssen, wenn wir —“

„Rede nicht davon,“ unterbricht sie ihn rasch, „wenn Gott uns sechs Kinder statt eines geschenkt hätte, wären wir nicht froh gewesen? und nun eins kommt, willst Du es fortweisen?“

„Das ist allerdings richtig,“ lacht Lichtenstein. „O, Ihr Frauen wißt uns doch immer zu überreden! Du bist also entschlossen, Mutterstelle bei dem Knaben zu vertreten?“

„Ja,“ und mit tausend Freuden stimmte diese laut bei.

„Und Du, Konrad, willst wirklich einen Bruder?“

„Natürlich! was gäbe es Lieberes für mich auf der ganzen Welt als einen Bruder?“

Lichtenstein erhebt sich; es ist finster geworden im Gemache, er befiehlt, Licht zu bringen.

Als eine brennende Lampe auf den Tisch gestellt wird, schaut er auf den Pfarrer und den Lehrer, die ihn beide mit erwartungsvoller Miene anblicken, dann auf die glühenden Wangen seiner Frau und wieder auf die leuchtenden Augen seines Sohnes.

„Und Sie, Herr Doktor Hasing?“ wendet er sich an den schweigenden Hofmeister, „was rathen sie mir?“

„Herr Baron,“ giebt dieser zur Antwort, „hier ist guter Rath theuer. Sie nehmen dadurch eine große Verantwortung auf sich, das ist allerdings richtig. Für Konrad aber würde der stete Umgang mit einem gesitteten Kameraden nur von Nutzen sein. Was die Frau Baronin vorher von dem Glücke sprach, einen Bruder zu besitzen, hat soweit seine Berechtigung, wenn der Bruder sich auch für uns als solcher erweist, ich meine, wenn er uns liebt. Leider aber sehen wir im Leben gar oft, daß sich Geschwister nicht immer so lieben, wie sie es von Rechtswegen sollten. Fremde stehen uns oft näher als die nächsten Verwandten. Wenn der Knabe, den der Herr Lehrer Mittelsteten so lobt, eine edle Seele hat, wird die Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter eine große sein; edle Herzen sind immer dankbar. Ihr Sohn hat dann viel gewonnen, einen Freund fürs Leben. Wenn er sich aber anders zeigt, als wir glauben und hoffen, so schaffen Sie sich nur Leid ins Haus.“

„Wir wollen nicht grübeln,“ ruft die Baronin, „wir wollen nicht rechnen und wägen, wir wollen dem Herzen folgen und den Knaben zu uns nehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Unser täglich Brod.

Von Leopold Grothe.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der „Pumpnickel,“ ein spezifisch deutsches Gebäck, blickt gleichfalls auf eine sehr ehrwürdige Vergangenheit zurück. Der Name selbst ist in seiner Bedeutung nicht sofort klar. Pumpnickel stammt nicht etwa her von „bon pour Nickel“, wie man häufig annimmt, sondern von „bonum paniculum“. Bei einer Hungersnoth, welche um das Jahr 1540 gewüthet, ließ der versorgliche Rath der Stadt Dänabrück auf Gemeindefosten Gebäck herstellen und unter die Nothleidenden vertheilen. Man fand es so schmackhaft, daß man es allgemein ein „gutes Brod“ nannte. Der Volksmund verballhornisierte allmählich diesen lateinischen Ausdruck, welcher wohl von der Geistlichkeit herrührte, und machte daraus das augenblicklich gebräuchliche Pumpnickel. Ein Thurm von der Stadtmauer von Dänabrück gilt noch heute als der Ort, wo das beliebte Brod gebacken wurde, und führt darum den Namen „Pernickelsthurm.“ Das Gebäck selbst ist zu einem Handelsgegenstand geworden, welcher über die weitesten Strecken geführt wird und einen sehr bedeutenden Geldumsatz vermittelt.

Abgesehen vom Wohlgeschmack, wird die hauptsächlichste Aufmerksamkeit immer darauf gerichtet sein, daß das Brod, welches auf unsern Tisch kommt, den Nahrungsverhältnissen so entschieden wie nur möglich entspricht. Denn bei der Wichtigkeit, welche dieses Gebäck als allgemeines Nahrungsmittel des Volkes einnimmt, kann es einem geordneten Staatswesen durchaus nicht gleichgültig sein, aus welchen Bestandtheilen dieses hergestellt wird. Da kam die Wissenschaft denn zu Ergebnissen, die allerdings wohl eine Berücksichtigung beanspruchen dürften. Während man bisher immer nur darnach gestrebt hatte, ein Brod herzustellen, welches so fein und weiß wie irgend möglich sei, ergab sich unter der Lupe der Wissenschaft, daß dies gerade den mindesten Nährgehalt besitze. Dieser gelangt nämlich bei unserem übertriebenen feinen Wahlverfahren gar nicht in das Mehl sondern verbleibt in der — Kleie. Ebenso wies man darauf hin, daß der Mangel an mineralischen Salzen, besonders an phosphorsaurem Kalk, dessen der Körper unter allen Umständen zur Knochenbildung benötigt, unseren so hoch gepriesenen feinen Mehlen absolut anhafte. Das Vorkommen der sogenannten englischen Krankheit will man zu einem großen Theile aus einer solchen kraftlosen Brodnahrung herleiten. In England herrscht darum schon seit bald einem Jahrzehnt die Strömung, eine Umgestaltung dieser Verhältnisse herbeizuführen. Bedeutende Gesundheitslehrer haben eine „Brodreformliga“ gebildet, welche sich der Unterstützung weiter und einflußreicher Kreise erfreut. Man

will vor allem ein Brod hergestellt wissen, in welchem der wirkliche Nährgehalt des Getreides zurückbleibt — ohne Rücksicht darauf, ob es so fein wie bisher ausfällt; man will ferner unseren überfeinerten Gaumen mit spartanischer Strenge, wenn es nicht anders sein kann, an die Kost unserer Vorfahren zurückgewöhnen! „Der schöne Schein“, so sagen jene Reformer, und ganz gewiß nicht mit Unrecht, „darf bei dem wichtigsten menschlichen Nahrungsmittel erst in letzter Linie in Betracht kommen; die Hauptsache bleibt inmer der Nährwerth! So wie nicht derjenige der beste Mensch ist, welcher den schönsten Rock anhat, so ist ebenso wenig das weißeste und feinste Brod das empfehlenswertheste!“

Das Brod hat seine Säger gefunden, ebenso wie ein echtes Kunstwerk, an welchem sich die Phantasie der Mitlebenden zu erheben vermag. Es nimmt im Sprichwort des Volkes eine Stelle ein, als nützlichstes Ergebnis einer häuslichen Werthätigkeit. Je nachdem es sorgfältig hergestellt oder lässig gebacken auf den Tisch kommt, pflegt man wohl auf den Sinn zu schließen, welcher unter dem Dachfirn des ländlichen Hauses sein Wesen treibt. Allein dabei beruht sich die abwägende Beobachtung unseres Volkes noch keineswegs; gerade an das Brod anknüpfend, will sie noch zu Schlüssen gelangt sein, welche Urtheile von weittragender Bedeutung in sich fassen. So steht es fest, daß die romanischen Völker, vor allem die Franzosen, starke Brodebesser sind. „Der Franzose nimmt wenigstens viermal soviel wie ein Engländer und das Doppelte von dem, was ein Deutscher isst. In Holland reicht man Brodschnitten herum, nicht dicker als dünne Schinken Scheiben, in England Brotsamenwürfel, nicht größer als ein Fingerhut. Russen, Türken, Griechen essen fast gar kein Brod.“ Die Deutschen haben also mit den

Franzosen insofern eine gemeinsame Eigenthümlichkeit, als sie beide gern Brod essen. Wiederum ist es merkwürdig, daß ihnen gerade Norddeutschland in dieser Liebhaberei für das Brod am allernächsten kommt, Gerhard von Amyntor, der liebenswürdige Plauderer und scharfe Beobachter, hat einmal die Unterschiede beleuchtet, welche sich aus der überwundenen Zeit der Mainlinie immer noch zwischen dem Norden und Süden Deutschlands in die Epoche des geeinten Vaterlandes hereingeschlichen haben. Da will er denn entschieden herausgefunden haben, daß der Süddeutsche mehr Weizenbrod, der Norddeutsche dagegen mehr Roggenbrodebesser sei. Und er ist überhaupt mehr Brod als der Stammesgenosse jenseits der Mainlinie. Die Beobachtung, welche er daran knüpft, ist überhaupt wohl wichtig genug, um mitgetheilt zu werden: „Im ganzen Gebiete des Schwarzbrodes“, sagt er, „sind die Menschen schwerfälliger, abgemessener und weniger mittheilbar, als im Gebiete des leichteren Gebäckes.“

Gemeinnütziges.

Wie wird man mager? Diese Frage beantwortet Professor Dr. Schwening, den bekanntlich Fürst Bismarck zu seinem Leibarzt erkoren hat, in einer Schrift, die in einem Verlage von Wien erschienen ist. Kurz gefaßt lauten die Vorschriften: Reibe Dich ganz oder theilweise täglich wiederholt kalt oder warm ab, lasse Deine dicken Fettmassen kneten, drücken und zwängen, je kräftiger und tiefer, desto besser und freue Dich bei dem Schmerz der ersten Tage auf das Vergnügen der späteren. Isst oft und jedesmal wenig, denn große Mahlzeiten begünstigen die Fettbildung und den Fettsatz, kleine dagegen den Fettverbrauch und die Entfettung; isst Fleisch und Wurst jeder Art soviel Du magst, auch fett, kalt und warm; isst Austern, Kaviar und Hummern, Dir verträgt das, ob auch Dein Geldbeutel — zeigt Dir ein Blick hinein; isst Fische gekocht, gebraten, gesalzen, geräucher, Krebse, Eier, Käse; isst Spinat; Sauerkraut, Gurken, Kopfsalat und Obst, letzteres roh und geschmort. Doch meide:

Kartoffeln, Nudeln, Makkaroni, Reis, Rüben, sowie Butter und Fette, wenn sie nicht zur Zubereitung der Speisen erforderlich sind. Trink Wasser und Mineralwasser, „mit“ oder „ohne“, Weiß- und Apfelwein; doch meide Bier, Rothwein, Kaffee, Thee, Kakao, Schokolade, Milch und — Schnaps. Befolgst Du diese Regeln gut, dann wird die Wirkung nicht ausbleiben, das überflüssige faule Fett wird schwinden. Allerdings hängt Dir dann die Haut in Falten am Körper und in Runzeln im Gesicht, Du siehst „elend“ aus, . . . aber das macht nichts; ängstige Dich nicht! Die Haut kann nur so schnell dem Fetzustand nicht folgen; bald aber glättet sie sich über den zusammengekrümpften Stellen und Bügel und herrlich bist Du anzuschauen. Versuch's!

Humoristisches.

Vom Katheder. Professor (vortragend): „Hierher gehört auch das bedeutendste satirische Lehrgedicht des Mittelalters, das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant, auf welches ich nächstens noch kommen werde!“

Der Wettermacher. Landmann: „Ist doch eine großartige Sache, die künstliche Erzeugung von Regen — he? — Sommergast: „Lieber Freund, das kann ich auch und zwar ohne Dynamit ganz geräuschlos — ich zieh, bloß meine hellen Flanelhosen an gehe ohne Schirm aus, und sofort regnet's!“

Böshast. Geck (auf der Veranda, Abends): „Sehen Sie, Baronesse, wie mich sogar die Motten umflattern!“ — Baronesse: „Die halten Sie wohl irrtümlich für ein Licht!“

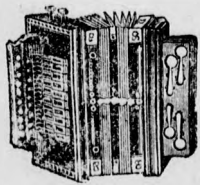
Räthsel.

Dhne Fuß steig' ich die Stiegen,
Dhne Flügel kann ich fliegen;
Dftmals beiß ich ohne Zähne,
Und bin Schuld an mancher Thräne;
Darum jagt mit Saus und Braus,
Man mich oft zum Haus hinaus.
Nur der Fleischer mag zu Zeiten,
Mich in seinem Dienste leiden;
Endlich aber, ohne Lohn,
Läßt auch er mich kalt davon.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Don — Donau.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungs- schwache, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.
Wastor a. D. Kypke in Schreiberhan 22160 (Niesengebirge).



Für nur **5 1/2 Mk.**

per Stück versende per Nachnahme von einem allseitig anerkannt besten, ganz neu eingeführten **Concert-Ziehharmonikas „Süderland“** mit 2chörig leichtspielend aufsehnerregender Musik, 10 Tasten, 2 Bässen, 2 Registern, 2 doppelbalgiger Stahl-eisenbalg 35 Cm., große Pracht-Instrumente. Verpackungskiste kostet nichts. Selbsterlernschule unumst. Porto 80 Pfg. Preisliste gratis und franko Man v. At am besten direkt beim ältesten und größten Geschäft dieser Art bei 24836

Heinr. Suhr
in Neuenrade i. W.

Freudig überrascht und entzückt

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantiert.

Jacoby & Co., Neubrandenburg.

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N., Oranienburgerstraße 66 erteilt über Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

PATENTDE schnell und sorgfältig
durch **Richard Lüders** Patent-Bureau in **Görlitz**

Druck von Otto Weber, Heilbronn.

Feine Concert-Mundharmonikas

feine Kirmeßwaare
17 cm. lang 64 Loch, auf beiden Seiten zu spielen, 2chörige Musik, Nickeldecken, versende per Stück in hochfeinen Holzeten gegen Einsendung von Mk. 1.50 in Freimarken franco. 3 Stück franko 4 Mark.

Heinr. Suhr
in Neuenrade i. W.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18 jäh. approbirter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Freimarken beizufügen. Man adressire: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“ 24890



Vogelliebhaber
erhalten geg. 50 Pfg. Briefmarken m. neuest. Preisbuch m. 50 naturgetr. Abbild. v. Vögeln und Tauben nebst Anleit. z. Pflege u. Zucht.
GUSTAV VOSS,
Hoflieferant, Köln.